

Luise Rinser – *Geh fort wenn du kannst*

(1959, estratto)

Genere: racconto

Un realismo coniugato a passaggi fiabeschi caratterizza la narrativa di Rinser, perlopiù *Kurzgeschichten* e racconti dai forti tratti autobiografici, che presentano soprattutto ‘eroine’ nella Germania degli anni successivi alla seconda guerra mondiale.

È questo anche il caso di *Geh fort wenn du kannst*, in cui l'autrice propone la storia della partigiana Angelina e della sua decisione di diventare monaca dopo essersi resa conto che combattere e ribellarsi non rappresentano una soluzione adeguata ai conflitti contingenti.

La vicenda, che spesso viene definita *Bericht* (resoconto) si svolge nel 1943 ed è raccontata da una donna che vorrebbe accogliere Angelina, dopo che questa, fuggita dalla Germania, cerca riparo dalla nonna italiana, nel frattempo deceduta. L'opzione di rimanere in quel luogo viene rifiutata – lo zio è fascista – e le due donne fuggono inizialmente insieme. La voce narrante è dunque testimone diretta della ‘conversione’ della protagonista e della sua scelta di trascorrere la sua vita in convento.

Il brano qui riportato descrive l'arrivo di Angelina in Italia e l'inizio della fuga delle due donne – la narrazione è lineare, la descrizione dei personaggi lasciata a frasi concise e di immediata comprensione, i dialoghi ingenuamente diretti; anche laddove vengono inseriti pensieri di carattere ideologico domina una disarmante semplicità.

Angelina kam am 20. Mai 1943 gegen Abend zu uns auf den Hof. Ich habe sie kommen sehen. Sie kam nicht aus Perugia, sondern von Norden her über die Felder den Berg herauf, und nicht auf der Straße, sondern auf einem Weg, den nur die nehmen, die zum Hof gehören. Sie ging auch gleich zu der kleinen Tür, die schon ganz von Efeu überwachsen ist und nicht mehr benützt wird, seitdem die Küche einen anderen Eingang bekommen hat. Vor dieser überwachsenen Tür blieb sie stehen. Sie war verwirrt, das konnte ich deutlich sehen. Ich rief sie und fragte, was sie wolle. Sie sagte, sie wolle zur Signora Antonucci. Die Signora aber war seit einem Jahre tot, und von den Antonuccis war keines mehr da; die beiden Söhne waren auf den Liparischen Inseln, ihre Frauen und Kinder wer weiß wo, der Hof war von den Faschisten genommen und einem Funktionär gegeben worden, der mein Onkel war und der mich als Magd zu sich genommen hatte, als mein Vater auf den Inseln umgekommen war.

Das alles sagte ich dem fremden Mädchen. Sie hörte es an und sagte nichts, sie schaute mich nur an, und dabei spannte sich auf eine merkwürdige Weise die Haut ihres Gesichtes hart über den Backenknochen, als sei keine Spur von Fleisch darunter; dann drehte sie den Kopf beiseite wie jemand, der einem Schlag entgehen will, und so, mit bereits abgewandtem Gesicht, schickte sie sich an, wieder fortzugehen. Da hielt ich sie zurück. Ich mußte es mit Gewalt tun, und als ich sie so festhielt, sah ich ihr Gesicht in allernächster Nähe. Es kam mir bekannt vor, und mehr als das: es war mir vertraut. Wer denn hatte so ein Gesicht hier? Wären Haut und Haare heller gewesen, hätte man es vezzoso nennen können. Ich weiß

nicht, ob Ihr deutsches Wort ›lieblich‹ genau das meint, was ich damit sagen will. Aber so, wie es war, mit dem dunklen Haar und der braunen Haut und den ein wenig, nur ein klein wenig zu stark betonten Backenknochen, erinnerte es an Zigeuner. Es gab eine einzige Familie hier, die so schöne, wilde, leidenschaftliche und verschlossene Gesichter hatte: die Antonuccis. Nur die übergroßen grauen Augen, die waren fremd, darum hatte ich das Mädchen nicht sofort erkannt. Aber wirklich: es war ein Antonuccigesicht, und auf einmal wußte ich, wer gekommen war. »Angelina«, sagte ich, »hab keine Angst, ich bin Giulia. Ich kenne dich, du bist die Enkelin der Signora Antonucci. Dein Vater ist Deutscher. Du und ich, wir haben als Kinder zusammen gespielt und als Mädchen mitsammen gesungen.«

Dann weinten wir beide und gingen in meine Kammer und erzählten uns alles und weinten wieder. Es war das erstmal, daß ich Angelina weinen sah. In all den Jahren, die folgten, habe ich sie niemals mehr wirklich weinen sehen bis zu dem Tag, an dem sich die Tür hinter Ihnen geschlossen hatte. Damals weinten wir über unser Schicksal; wir hatten das gleiche: beide hatten wir aufhören müssen zu studieren, Angelina Medizin und ich neue Sprachen, beide hatten wir den Vater und das Heim verloren (denn daß Sie noch lebten und nach so vielen Jahren aus Rußland wiederkehren würden, das war nicht zu ahnen), beide waren wir Kommunistinnen, beide glaubten wir mit aller Kraft an die Idee unserer Partei, und beide wollten wir lieber sterben, als aufhören treu zu bleiben und darauf zu vertrauen, daß diese Idee der Welt das Glück bringen würde.

Aber was sollten wir nun tun? Angelina war aus Deutschland geflohen, um sich bei ihrer Nonna zu verbergen; aber die Nonna war tot. Ich wollte sie überreden, bei meinem Onkel zu bleiben und auf dem Hof zu arbeiten wie ich, aber der Vorschlag machte sie zornig. »Für einen Faschisten arbeiten? Lieber verhungern.« So redete sie und so war sie. Nicht einmal ein Stück Brot wollte sie nehmen und keinen Schluck Wein. »Komm«, sagte sie, »wir gehen fort.« Aber wohin sollten wir gehen? »Die vielen, die jetzt auf den Straßen sind, wissen auch nicht, wohin sie gehen«, meinte sie, und sie sagte auch noch: »Wir kommen sicher dorthin, wohin wir kommen sollen.« Sie sagte das mit solch ruhiger Bestimmtheit, daß ich es glaubte, ohne darüber nachzudenken,

In der Nacht gingen wir heimlich fort. Wir hatten nichts bei uns als jede eine Umhängetasche mit dem Allernötigsten, und Angelina hatte auch Geld in einem Gürtel, den sie auf dem bloßen Leib trug. Der Hund, der an der Kette lag, bellte uns lange und laut nach, aber niemand folgte uns. Selbst wenn mein Onkel uns gesehen oder gehört hat, so hat er doch keinen Versuch gemacht, uns zurückzuholen, weder damals noch später; gewiß war er froh, die Tochter eines Mannes, der auf den Inseln gewesen war, auf solch einfache Weise loszuwerden.

Als wir eine Weile gegangen waren, bekam ich Angst. Solange uns die Dunkelheit umgab, war alles gut. Was aber, wenn es Tag werden würde und wir den Deutschen in die Hände liefen? Ich sagte es Angelina. Aber sie sagte nur, und blieb dabei nicht einmal stehen.

»Wenn du Angst hast, so kehr um. Ich gehe.« Da folgte ich ihr, und von diesem Augenblick an habe ich ihr gehorcht, obgleich ich zwei Jahre älter bin als sie. Angelina ging, als hätte sie ein Ziel und kannte genau den Weg. Aber weder sie noch ich wußte, wohin wir wollten. Es konnte scheinen, als gingen wir nur eben, um zu gehen, um irgend etwas zu tun, wenn es schon nichts Besseres zu tun gab. Jeder vernünftige Mensch hätte uns für wahnsinnig halten müssen und für verloren, denn zwei junge Mädchen in diesen Zeiten auf der Straße, das war Freiwild für alle. Aber Angelina war ganz allein aus Deutschland gekommen, und niemand hatte ihr unterwegs etwas zuleide getan. So war sie sicher und kühn geworden. Auch ist sie

von Natur aus mutig und zugleich voller Vorsicht. Aber das andere, nämlich nicht zu wissen, wohin wir gelangen wollten, das freilich war abenteuerlich, es war unüberlegt, es war, wie wenn Kinder von zu Hause fortlaufen im Zorn oder in blinder Sehnsucht, ohne irgend ein Ziel zu haben. Doch war es in Wirklichkeit ganz anders. Angelinas Kühnheit muß eine große Herausforderung an das Schicksal gewesen sein und scheint ihr einen besonderen Schutz gesichert zu haben. Ich könnte es noch einfacher sagen, wenn Sie das verstehen wollen: sie war gerufen, und sie kam. Wohin man sie gerufen hatte, brauchte sie noch nicht zu wissen. Das würde sich zu gegebener Zeit zeigen.

Und wirklich, es zeigte sich, wenn auch viele Monate später. Noch sind wir auf der Straße oder vielmehr auf einem Feldweg zwischen Assisi und Foligno. Die großen Straßen und den hellen Tag mieden wir. Am Morgen kauften wir uns Brot und Was wir sonst noch brauchten, dann verkrochen wir uns in ein Versteck, in einen alten Schafstall oder ins Gebüsch, wie es sich eben ergab, und schliefen, so gut es ging.

Einmal war ich ganz nahe dar an, mich von Angelina zu trennen. Es war in der Nähe von Foligno. Da kauften wir in einer Trattoria ein, die einer alten Frau gehörte, deren drei Söhne gefallen waren. Das Haus war ganz verkommen und sie selber krank vor Kummer und Arbeit. Ich sagte zu Angelina, ich wolle bei ihr bleiben. Angelina antwortete mir nicht, aber sie sagte zu der Frau, wir würden ein paar Tage bleiben und die nötigste Arbeit tun. Ich hatte vorher nicht gewußt, wie geschickt Angelina war und wie sie arbeiten konnte. Die Alte sagte: »Das wäre ein Schwiegertöchterchen für mich gewesen«, und sie beschwor uns, nicht mehr fortzugehen.

Aber eine Woche später, als das Haus in Ordnung war, sagte Angelina eines Abends: »Ich gehe.« Sie sagte nicht: »Komm, wir gehen.« Sie sagte nur: »Ich gehe.« Ich weiß nicht, warum ich mit ihr ging, obwohl ich für mein Leben gerne bei der Alten geblieben wäre, um ein wenig Geborgenheit zu haben. Aber Angelina hatte schon damals das, was sie vierzehn Jahre später zu einer so bewundernswerten Novizenmeisterin machte: sie war niemals hart und rechthaberisch, aber in sich so klar und so bestimmt, daß man ihr einfach gehorchte, ob man wollte oder nicht. Immer schon hatte man das Gefühl, daß sie wußte, was sie wollte, und daß sie nur darüber schwieg. Damals freilich war das, was sie wollte, nichts als dies: weiterzugehen.

Aber was für ein weiter Weg war das von Foligno bis Santa Maria del Monte!

Nur einmal auf diesem Weg habe ich sie in Verwirrung gesehen, oder vielmehr zweimal, an einem einzigen Tag, und beides hing eng zusammen, beide Male ging es im Grunde um das gleiche. Ich hatte den Rosenkranz meiner Mutter als Andenken in meiner Tasche, in einem Beutelchen. Das fiel mir heraus und ging im Fallen auf, und Angelina sah, was darin war. Ich schämte mich und sagte rasch: »Dies ist nur ein Andenken an meine Mutter.. Angelina schaute mich kurz von der Seite her an, dann sagte sie: »Warum entschuldigst du dich?« Und als ich nicht antwortete, sagte sie: »Ihr Italiener seid alle gleich. Ihr wollt die Welt-revolution, aber den Papst zum obersten Kommissar.« Das ist wohl wahr, und ich schämte mich und ließ heimlich den Rosenkranz fallen und scharfte Staub darüber. Danach redeten wir ein paar Stunden lang kein Wort miteinander. Das war am frühen Morgen.

Wir waren in einer sehr einsamen Gegend und konnten es wagen, auch am Vormittag zu gehen. Ich merkte aber, daß Angelina hinkte. Sie klagte nicht, aber schließlich sah ich, daß sie an der Ferse eine große offene Blase hatte, und ich hatte Angst, daß sie sich eine Blutvergiftung zuziehe. Der Fuß war schon ganz rot. Als wir an ein einsames Haus kamen mit einem Brunnen an der Mauer, machten wir Rast, und Angelina wusch und verband den Fuß. Da

ging die Tür auf, und jemand rief aus dem Halbdunkel, wir sollten eintreten. Wenn Angelina nicht solche Schmerzen gehabt hätte, wäre sie wohl nicht gefolgt. Das Haus war nämlich ein Kloster, arm und alt, und die Frau, die uns gerufen hatte, war eine Ordensfrau, ich weiß nicht, welchen Ordens, viel-leicht waren es Clarissinnen; auch den Namen des Klosters habe ich vergessen; es lag in der Nähe von Rieti, Man gab uns eine leere Zelle außerhalb der Klausur und behandelte Angelinas Fuß, und wir blieben über Nacht.

Ehe ich einschlief, kam Angelina an mein Lager. Sie drückte mir etwas in die Hand; es war mein geworfener Rosenkranz. »Da«, sagte sie, »nimm ihn wieder. Man muß zu dem stehen, woran man glaubt, und wenn es so ein Ding da ist.« Und dann sagte sie: »Ich bin nicht besser als du; ich nehme die Gastfreundschaft an von denen hier, die wir nicht dulden wollen in unsrer neuen Welt.«

In der Nacht wachte ich auf von einem Gesang. Er kam aus der Kapelle. Sie beteten dort zwischen Mitternacht und Morgen; es war die Matutin, aber das wußte ich damals noch nicht. Ich hörte es wie im Traum, und wie im Traum auch sah ich Angelina am Fenster stehen. Ihr Gesicht war vom Mond beschienen, und ich konnte sehen, daß es feucht war von Tränen. Ich hatte nicht den Mut, sie anzusprechen; ich dachte: sie hat vor Verlassenheit geweint. Aber heute weiß ich den wahren Grund, und Sie, lieber Herr, könnten ihn auch erraten. Am Morgen aber zeigte sie sich besonders rebellisch. Die Oberin wollte uns nicht fortgehen lassen. Zwei junge Mädchen auf der Straße in Kriegszeiten, das dürfe sie nicht erlauben, und wir könnten gut und gerne bleiben. Ich war sofort einverstanden, denn ich bin von Natur aus feige. Aber Angelina sagte ein wenig scharf: »Was sollen wir hier tun?«

Die Oberin erwiderte, wir könnten im Garten arbeiten und im Haus. Garten und Haus waren kühl und still und weitab vom Krieg, wie mir schien.

Angelina aber sagte: »Draußen hungern Millionen und werden geschlagen in den Lagern und sterben einen armseligen Tod, und wir sollten hier in Frieden leben und geborgen sein? Das nennen Sie Nächstenliebe.«

Die Oberin war eine alte Frau. Sie sagte sanft: »Und Sie, meine Liebe, wollen fortgehen, diese Millionen zu retten?«

Angelina wurde blaß, sie antwortete aber nicht.

Da sagte die Oberin: »Tun Sie nur, was Sie meinen, tun zu müssen. Aber vergessen Sie nicht, daß auch wir die Menschen lieben und um sie zittern, mehr als um uns selbst. Es gibt verschiedene Weisen, diesen Millionen zu helfen.«

Jetzt entgegnete Angelina, und sie tat es ruhig und bestimmt: »Es ist mir unmöglich, Sie zu verstehen. Ich bin die Tochter eines Kommunisten. Ich selbst bin Kommunistin, Ich kenne nur eine einzige wirksame Art, den Menschen zu helfen. Soziale Not kann nur durch eine große soziale Politik behoben werden. Alles andere ist Ausflucht und Traum.«